

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

81] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Heuler

„O! die Zivilisation wird Zion nicht viel anhaben. Aber sehen Sie doch, da steigt auch noch Herr Fischer mit seinen Neubekehrten zum Zionstor hinauf. Was gibt es denn heute?“

„Wahrscheinlich irgend eine Versammlung bei meiner Frau. Gegenwärtig findet täglich eine statt. Ich weiß nicht mehr, wohin ich mich flüchten soll, um ruhig arbeiten zu können. Ach ja, das hatte ich ganz vergessen; heute findet ein Wettgesang statt. Das ist ein Einfall von Frau Goldmann, um Cécilie, die sehr schlecht singt, zu demütigen. Innerlich verabscheuen sie sich, während sie sich äußerlich süß anlächeln, und wenn meine Frau die Missionarsgattin nicht ihres Harmoniums wegen brauchte, so hätte sie dieselbe schon längst auf den Index gesetzt. Dabei scheint diese Kitty weder dumm noch boshaft zu sein.“

„Kitty, die kleine Kitty . . . ja, hübsch . . . sehr hübsch.“ Und der Doktor, der langsam aus seiner Betäubung erwachte, machte mit seiner Peise in der Luft eine lieblos streichelnde Bewegung.

„Sieh da! unser Amenjeu wacht auf,“ rief der Ritter, der sich erstaunt umwandte. „Woher kennen Sie, alter Haschischraucher, denn eine Missionarstrau? Sie sind doch nicht etwa krank, alter Freund?“

„Das ist eine alte Geschichte . . . als ich Marinearzt in Port Said war. Die kleine Kitty . . . wir liebten sie sehr, sie war immer heiter . . . lachte immer. Jedesmal, wenn wir vor Anker gingen, besuchten wir sie . . . ja . . . Ich bin ihr hier begegnet . . . sie hat mich nicht wiedererkannt . . . hübsch . . . ja, sehr hübsch . . .“

Dann wiederholte er die lieblosende Gebärde mit seiner feinen, wachsblichen Hand.

„Aber auch das alles ist eitel . . . nichtig . . . und martert den Geist . . .“

„Ach ja, Sie haben recht, all das ist eitel, und ich weiß wirklich nicht, warum Leute, wie wir, sich solcher Kleinigkeiten wegen den Kopf zerbrechen.“

Was gehen uns diese Frauen an, diese Prediger, diese Industrierritter da unten und die ganze Zivilisation! Wir haben etwas, das uns über die Häßlichkeiten und den Positivismus dieses Jahrhunderts hinwegtröstet. Wir haben unseren Traum: ich den von der Eroberung meines Jerusalem und Sie den von Ihrer Göttin!“

„O, meine Göttin! Es gibt Augenblicke, da ich auch an sie nicht mehr glaube,“ seufzte Elias.

„Aber sehen Sie doch, kommen Sie doch herauf, hier können Sie besser sehen! Nie habe ich einen schöneren Sonnenuntergang bewundert! Wir haben die Sonne für uns, Elias! Sie zollt uns Beifall!“

Von der Warte schauten der Ritter und der Gelehrte nach Zion hinüber, das wie eine goldene Flamme leuchte, und weiter im Osten nach Moab, das wie eine Frauenschärpe in allen Regenbogenfarben schillerte.

6.

Es war ein furchtbar trockener Sommer.

Die Luft glühte wie ein Backofen, man wußte nicht, woher all dieses Feuer kam, aus den vulkanischen Rissen der Erde oder vom gelben Himmel, der wie eine von der Sonne durchglühte, schwefelige Wolke tief herabhing.

Das Pflaster des Zionberges brannte durch die Sohlen; Wolken von Heuschreckenschwärmen kamen mit dem Winde aus der Wüste her und fraßen, nachdem sie das spärliche Grün der ganzen Umgegend abgenagt hatten, dann auch das, was noch von den verkümmerten Hängegärten übrig geblieben war. Die Salomonischen Teiche waren leer. Die Zisternen der Stadt trockneten zusehends aus, Wasser aus der Quelle Siloah und dem Hiobbrunnen war fast so teuer wie Rosenessenz.

Jerusalem seufzte wie eine durstende Gündin.

Selbst der Abend brachte weder Kühlung noch Erfrischung.

Auf den um die Dachkuppeln laufenden Terrassen blieben die weißen Gestalten unbeweglich wie Tote in ihren Zeichentüchern. Kein Schleier wehte, keine Armspange flirrte, kein Schafal heulte den Mond an. Nur im mohamedanischen Viertel hörte man, von Stunde zu Stunde immer weiter um sich greifend, etwas wie ein Feldgeschrei, bei dem die Christen erzitterten:

Allah il Allah!

Jakire durchzogen heulend und tanzend die Stadt. Sie kamen aus Arabien von der Pilgerfahrt nach Mekka zurück. Sie nährten sich vom Staube der Straße und tranken ihren eigenen Schweiß. Sie predigten auf ihrem Wege den heiligen Krieg. Denn verweigert der Himmel den Regen, so dürstet die Erde nach Blut.

So durchheilten sie die Straßen, ihre Lanzen schwenkend und ihre Wangen mit kleinen Pfeilen durchbohrend. Und unterwegs schwoh der Zug der grünen Fahnen und Turbane, der Trommelschläger und Querpfeifer immer mehr an. Leute, die sonst im Hintergrunde der Läden schlaftrunken die Perlen ihrer Bernsteinrosenkränze durch die Finger gleiten ließen, sprangen auf wie wilde Tiere; Wasserträger gaben allen, die darum baten, „aus Liebe zum Propheten“ umsonst zu trinken; gepukte Megerinnen verhielten den Glaubensstreitern ihre Liebe zum Lohn; sogar Kinder knirschten mit den Rädchen und gebärdeten sich, als ob sie die Köpfe der Franken herunterfäbeln und ihr Fleisch kurz und klein machen wollten.

Die Schauer eines Blutbades flogen über die Stadt hin. Juden und Christen versteckten sich in ihren Häusern, und acht Tage lang vergaß man aus Angst vor dem Tode die Qualen des Durstes.

Pastor Born, der sich trotz allen Gottvertrauens in seinem modernen Hause nicht recht sicher fühlte, suchte hinter den alten Sarazenenmauern der Jamains Schutz.

Auch der Bankier flüchtete sich mit seiner Familie dorthin. Herr Goldmann, der um Kitty besorgt war, brachte sie ebenfalls dort unter; er selbst aber durchstreifte, heldenmütiger und begeisterter als je, trotz inständigster Bitten seiner Frau, die Straßen, und verschmähte sogar sein auswattiertes Weinkleid und den mit Zinkblech gefütterten Schirm.

Seine Juden! Man könnte seine Juden morden! Müßte aber auch ihr Leib verderben, so sollte doch wenigstens ihre Seele gerechtfertigt werden.

Und während er das Judenviertel durchstreifte, bald in die Synagogen, bald in die kleinen schmutzigen Wohnungen eindrang, verkündete er die Wichtigkeit des Gesetzes sowie die Verachtung des Todes, da das Zeitalter der Liebe angebrochen und die Auferstehung verheißen sei.

Elias hat ihn, wenigstens einen Revolver mitzunehmen. „Der Ewige ist mein Schild!“

Und er zeigte ihm eine Bibel, die er zum Schutze des Herzens in die linke Brusttasche gesteckt hatte.

Eines Tages aber trug man ihn in das Haus der Jamains. Man hatte ihm die Augen ausgestochen und den Körper mit Lanzenstichen durchbohrt. Sein Blut war in Strömen geflossen und hatte die Erde getränkt.

Trotzdem lebte er noch.

Man legte ihn auf den Divan im unteren Zimmer.

Kitty warf sich über ihn.

„Mein Lieb, mein Lieb! Was haben diese elenden Juden mit Dir gemacht?“

Die zerfetzten Lider über den leeren Augenhöhlen bewegten sich, als ob er weinte.

Ach, Kitty! Nicht die Juden waren es. Gott ist ungerecht! Gott ist ungerecht! Ich hatte ihn so sehr gebeten, mich unter den Steinwürfen der Kinder Israels sterben zu lassen, und nun haben mir die Eisen der Heiden den Todesstoß verfehlt.“

Einige Minuten später hauchte er infolge der vielen Wunden wie der erlittenen Enttäuschung seine Seele aus. Er staunt und erschüttert sah Elias die vergrämte, schmerzverzogene Totenmaske, aus der die ganze Apostelschönheit geschwunden war.

Am selben Abend öffnete der Himmel seine Schleusen, die grüne Horde zog nach Hebron weiter, und nach Löschung ihres Durstes fand die Stadt auch ihren Frieden wieder.

Am folgenden Tage begrub man den Missionar.

Es war ein ärmliches Begräbniß, ohne Blumen und ohne großes Gefolge, bei strömendem Regen und mitten im Freudentaumel des vom Durste befreiten Jerusalem.

Lachend und freischend stieg man mit sämtlichem Küchengeschirr auf die Dächer; Weiber tanzten übermütig auf den Straßen, daß der Kot spritzte; Männer fingen das Labfal in den Händen auf und schlürften gierig, daß es den Bart herabträufelte.

Ein Blinder lag platt auf dem Bauche und trank wie ein Hund aus einer Pfütze; die Kinder hockten unter den Krausen oder standen mit zurückgebeugtem Kopfe und ließen sich den Regen geradewegs in den Hals laufen.

Allah karim! Allah karim! (Gott ist gnädig.)

Man berauschte sich am Wasser.

Der schwarz angestrichene Sarg — sechs Bretter — wurde von arabischen Waifen getragen, die mehr Lust hatten zu tanzen, als einen Leichnam zu schleppen. Der Zug kam aus der Sadgasse heraus, ging an den inneren Gräben entlang, an der Davidsburg vorbei, und kletterte dann nach kurzer Rast an der anglikanischen Kirche mühsam den steilen Weg empor, der zum armenischen Kloster führt. Endlich ging man durch das hohe Zionstor hinaus, um die Wälle herum und stieg dann wieder zum protestantischen Kirchhof hinab, der dicht am gegenüberliegenden Abhang des Berges lag.

Nur wenig Leute folgten. Die einen hatten sich noch nicht recht von ihrem Schrecken erholt, andere hatten nicht rechtzeitig bestellt werden können, noch andere überwachten die Füllung ihrer Zisterne; im Grunde aber hegten alle einen heimlichen Groll gegen diesen Missionar, der sich törichter Weise von den Türken hatte hinneheln lassen. In den Augen der ganzen Stadt war es eine Blamage. Die Mohamedaner erfüllte sie mit Stolz, die Israeliten mit Freude, und den Katholiken kam sie sicherlich auch zu statten.

Unaufhörlich fiel der Regen, fiel auf die arme Kitty, auf den armen Toten, drang durch den roh gezimmerten, schlecht angestrichenen Sarg und tröpfelte in schwarzen Tränen von den vier Ecken der Bahre.

Und je mehr der Sarg seine Trauerfarbe verlor, desto mehr löste sich auch das kleine Trauergefolge auf, so daß an dem zur Hälfte mit Wasser gefüllten Grabe schließlich kaum ein Duzend Personen blieb.

Von Pastor Jorns Stirn nur halbwegs geschützt, haspelte der anglikanische Geistliche, der seinen Salar bis zu den Knien aufgehoben hatte, seine Rede rasch herunter, und kürzte die Gebete so viel wie möglich ab, während der Sarg mit glucksendem Laut immer tiefer einsank, und die am Grabesrande bis über die Knöchel im Kot Stehenden den Kopf zwischen die Schultern zogen und sich wie nasse Katzen schüttelten.

Dann reichte jeder der Witwe seine kalte, nasse Hand und entfernte sich eilig, über den vorausschichtlichen Schnupfen und die Unvollkommenheit dieser Welt nachdenkend.

Elias blieb mit Frau Goldmann allein zurück.

Sie hatte geweint, sie war nicht ohnmächtig geworden, sie hatte sich nicht ins Grab zu stürzen versucht, wie es in Jerusalem Mode war; aber er glaubte nie etwas so Verlassenes, Mägliches und Schmerzbolles gesehen zu haben wie diese starre und stumme Gestalt auf dem öden Kirchhofe, wo die Heuschrecken sogar die Rinde der Zypressen abgenagt hatten und die Leichensteine in Wasserlachen schwammen.

Er bot ihr seinen Schirm und seinen Arm.

Langsam stiegen sie den von Gewittergüssen verwüsteten Hügel empor. Die Regentropfen rieselten noch immer von ihrer Witwenhaube auf die bleichen Wangen herab, und ihre bläulichen Lippen zitterten unaufhörlich in bitterstem Schmerz.

„Sie frieren doch nicht?“

Ohne auf seine Frage zu achten, seufzte sie:

„Der arme liebe Mensch! Der arme liebe Mensch! Wie enttäuscht muß er in seinem nassen Grabe sein! Er wäre am liebsten bei der Predigt des Evangeliums inmitten seiner Tuden gestorben, damit der Anblick seines Martyriums ihre Befehrung beschleunige.“

„Liebe er denn das Leben nicht, da er so sehr den Tod herbeisehnte?“

„Ja, er liebte das Leben; aber vor allem das der anderen. Auch mich hat er gerettet. Er wählte es durch seine Religion getan zu haben, aber das ist nicht der Fall. Er hat mich bekehrt durch seine Güte und durch seine messianische Liebe. Ihnen kann ich es wohl sagen, oft genug hat man es ihm vorgeworfen, dem Armen! — er hat mich aus dem Schmutze gezogen. Und doch hat er mich geliebt, wie man eine ehrbare Frau, wie man eine Jungfrau liebt, ohne mich jemals seine Seelengröße oder sein Mitleid fühlen zu lassen.“

„Und habt Ihr Euch in Christo geliebt, wie man hier sagt?“ konnte Elias sich nicht enthalten, zu fragen.

„Ich weiß es nicht. Wir haben uns geliebt, ganz schlicht, aber völlig, von ganzem Herzen und auch mit jeder Faser unseres Fleisches. Und ist eine so völlige Liebe nicht immer göttlich?“

„Ach! wenn meine Frau Sie doch hören könnte!“

Und im geheimen dachte er:

„O Cäcilie, Du bist die Tochter eines Pastors und eine Gottesbraut gewesen, aber an diese kleine Lingeltängelsängerin reichst Du doch nicht heran.“

Sie waren auf dem Gipfel des Berges angelangt. Dort erhoben sich sonst die Maulwurfshügel der Aussätigen, jetzt aber war keine Spur mehr davon übrig. Die Regengüsse hatten sie unterspült und sorgeschwemmt, und die „außerhalb des Lebens und der Mauern Wohnenden“, die vorher in ihrer Freude über den Regen getanzt und gesprungen hatten, sahen jetzt ernüchtert und bestürzt ihren Häusern nach, die als dünne Schmutzfäden den Berg hinunterglitten.

„Mir geht es wie jenen,“ sagte Kitty, „in einer Stunde hat das Schicksal meine Hütte zerstört; von nun an werde ich keinen Schutz mehr haben.“

„Nein,“ rief Elias lebhaft, „nein, sagen Sie das nicht. An mir sollen Sie einen Freund haben; ich werde Sie nicht im Stich lassen!“

Zum erstenmal hob sie den Kopf und betrachtete Elias aufmerksam und erstaunt; dann stützte sich ihre kleine feuchte Hand leicht auf seinen Arm.

„Danke! Sie sind gut . . . und unglücklich; ich fürchte . . .“

„Ja, ich bin fast ebenso verlassen wie Sie,“ sagte er ganz leise, indem er sich etwas zu ihr hinabbeugte.

Er schwieg; vor Nührung war ihm die Kehle wie zugeknüpft, und seine Augen füllten sich bei dem Gedanken, daß eine Frau ihn vielleicht verstände, daß er einer Frau Mitleid einflöße, mit Tränen süßer Trauer.

Schweigend setzten sie ihren Weg durch den Sturm fort.

Vor der Davidsburg sagt sie zu ihm:

„Leben Sie wohl und haben Sie Dank . . .“

„Kommen Sie nicht mit uns? So können Sie doch nicht weiter gehen. Sie müssen sich erst erholen, Cäcilie erwartet Sie sicherlich.“

„Nein, ich möchte mich lieber verabschieden und allein bleiben.“

Und mit trübem, doch nicht bitterem Lächeln fügte sie hinzu:

„Sie vergessen, daß ich nicht mehr die Frau des Missionars bin.“

(Fortsetzung folgt.)

Alexander L. Kielland.

Nach einer Pause von fünfzehn Jahren hatte sich der Bürgermeister von Stavanger, Alexander Lange Kielland, wieder der Schriftstellerei zugewandt. Er ist in diesem Jahre wieder mit seinem Napoleonbuch „Rings um Napoleon“ auf dem Büchermarkte erschienen. Es sei wohl vorbei mit der Schreiberei, hatte er selbst gedacht, da erwachte wieder der Trieb. Es werde noch lange nicht vorbei sein mit dem Leben, hatte der kräftige Mann es gewollt, da warf der Tod ihn plötzlich nieder.

Geboren am 18. Februar 1849, ist Kielland nur 57 Jahre alt geworden. Er war der Sohn eines Großkaufmanns und studierte in Kristiania die Rechte. Dann ging er nach Paris, nachdem er in Stavanger eine Großziegelei besessen hatte. In Paris, es war im Jahre 1870, daß er dahin ging, wurde er zum Schriftsteller. Er wurde es zunächst nicht als Norweger, er wurde es durchaus Franzose. Er schrieb Romellen und Koveletten, die in Frankreich spielten. Sie sind voll feiner Beobachtung, voll einfacher und naher Tatsächlichkeit. Schon gleich hier zeigt sich das feste Gepräge einer Art: es werden nicht extreme Fälle als der Darstellung würdig gewählt. Es wird nicht übertrieben und ausgesucht. Es wird zum Nächsten gegriffen, zum Geringssten, zum Alltäglichsten. Ein merkwürdiger Reporterinstinkt ist in der Beobachtung: sie faßt auf, was ihr begegnet. In schlichter, sachlicher Weise wird an das Tatsächliche gehalten. Es wird der Sinn des Tatsächlichen dargetan. Und dieser Sinn ist satirisch.

Es gibt einen Humor, der seine Wirkung ohne Kunstmittel hervorbringen kann. So gibt es auch eine Satire, die der Übertreibung nicht bedarf. Sie hat in diesem Falle die gleiche Art wie der Humor: sie hat nur auf Gegenschlichkeit hin zu arbeiten. Je feiner, diskreter, je wirklicher und echter sich diese Gegenschlichkeit in der Wirklichkeit bewahrt, um so schärfer kommt die Satire heraus, um so freier und unabhängiger wird sie. Sie hat dann kein Schwert, sie hat nur den Stich. Sie hat keinen Dolch, sie hat dafür das Gift.

Dieses feine, verjodete, nachwirkende Gift, das ist die satirische Kraft Alexander Kiellands, bei aller Flächenhaftigkeit in dem Gegensatz der Darstellung, bei aller Realität in dem Stoff. Und so ist er schon gleich — und gleich vollkommen. Hier wirkte der Norweger, der neu die französischen Zustände, die in Paris gipfelnde europäische Kulturwelt, kennen lernte. Mit der ihm angeborenen Beobachtungsgabe wäre er, wenn er in der Heimat geblieben wäre, vielleicht auf das Einzelne, auf die Darstellung der Individualität mit allen gegensätzlichen Seiten verwiesen worden. In Paris bekam seine Anlage eine andere Richtung. Er fand etwas Neues vor, was er daheim nicht gekannt hatte: den Klassengegensatz. Daheim stand dem Alten das Junge noch nicht gegenüber, es rührte nur erst daran. Man besaß das Alte zu sicher, zu ganz. Es war eine zu vollkommene Ganzheit, so daß es den Entel immer wieder verführte, sich dem Großvater zu unterwerfen und seine Art fortzusetzen, statt ihm eine neue Art und den neuen Geist entgegenzusetzen. Nun fand der in seiner Beobachtungsgabe schon auf die Gegensätzlichkeit gerichtete junge Kielland die Klassengegensätzlichkeit in Paris neu vor, ja er fand sie schon so ausgebildet vor, daß man bereits in den Klassenkampf eingetreten war. Das bestimmte sein Schaffen. Davon ward seine Darstellung abhängig. Daher gewann seine Satire ihren Klassencharakter. Reichtum und Armut, obere Gesellschaftsklassen und Proletariat, mißbräuchlichen Rechtsbeiß und Rechtsverhandlung neben völliger Rechtslosigkeit und Entrechtung, Freiheit und Unfreiheit, Bewegung und bewegliches Wollen, Gebundenheit durch staatliche, beamtliche und kirchliche Bevormundung. Der Triumph des Mammons und der Gehelei, die Machtentfaltung der fatten Moral und Eigentums-herrschaft. Die Autorität des Ueberkommenen. Immer die zwei Seiten der Medaille. Die Vorderseite wird durch die Rückseite beleuchtet und bewertet. Der Glanz wird durch das Dunkel charakterisiert. Im „Vollfest“ zu Germain-en-Laye gewinnen wir einen Einblick in die Scham- und Belustigungsbuden von der Rückseite aus. Wir sehen das Trübe und Bittere der armen Existenzen, um dadurch den Trug und Schein ihres Auftretens verachten zu lernen. Uns, die wir sie dazu zwingen, verachten zu lernen. Das Leben verachten zu lernen, das solche Notwendigkeiten geschaffen. Der kleine Komödiant, dem die Rutter den Sou abgenommen: „Wie die Brandung einen Augenblick den Sand trocken legt, während die neue Welle sich sammelt, so ergoß das Leid sich in schweren Wogen über das Kinderherzchen.“ Und weiter: „Sein Angug war so lächerlich, sein Körper so mager; sein Weinen so bitterlich schmer, und sein Schmerz so groß und erwachsen.“ Keine Sentimentalität. Kritik in Nebenjahren. Selten eine Unterstreichung. Hier und da eine Gestalt, die das Sprachrohr des Dichters ist, ein Anstürmender, der ganz von Wollen und Kampf erfüllt ist, nicht selten einer, der zwischen zwei Polen sich hält, zwischen dem Satten und dem Hungrigen, und überlegen ist; der seine Erkenntnisse in Forderungen, seine Forderungen zugleich auch in Erkenntnisse umsetzt. So der Kandidat Viggo Hansen in „Treuherz“, der mir nun gerade von vielen einfällt:

„Darf ich zuerst fragen, was der Herr Kandidat unter einem vernünftigen Verhältnis von Schuld und Strafe versteht?“

„Zum Beispiel,“ antwortete Viggo Hansen, der jetzt ganz wild war, „wenn ich von einem Großhändler mit zwei- bis dreihunderttausend Tonnen Kohlen hörte, daß er einem armen Teufel verwehrt hat, seinen Sad zu füllen, und daß derselbe Großhändler dann zur Strafe hierfür von wilden Tieren zerrissen wurde, ja, sehen Sie, das könnte ich sehr leicht begreifen! Denn zwischen so großer Herzlosigkeit und so grausamer Strafe bestände doch ein vernünftiges Verhältnis.“

Und dann zerreißt der Hund „Treuherz“ wirklich die arme Diebin, die dem reichen Kohlenhändler in ihrem Handlorbe ein paar Pfund Kohlen nächstens fortgetragen.

Doch es gibt noch ein deutlicheres Beispiel für die Art von Kiellands Schaffen, ja in diesem Beispiel ist zugleich ein ganzes Bild für das Wesentliche seiner Art festgehalten. Es ist in der Novelle „Siesta“. Da ist der Ire — einer von „den Armen in England“ — und ist Anatole, der sich an Trüffeln übergeben, und zwischen ihnen Mademoiselle Louise, die „drei arme Rahn Mädchen zu sich hinauf genommen in ihre eigene Wohnung und sie die ganze Nacht hindurch an ihrer Toilette für das Fest im Hippodrom haben lassen und außer dem Arbeitslohn den armen Mädchen noch Kaffee und Kuchen gegeben hatte“ — (hier ungenannt die Wohl-tätigkeit und die Wohlfahrtseinrichtungen der Gesellschaft ironisiert) — und dann spielt der Ire, wie der Teufel, wie ein Dämon, und stört den anderen die bequäme verdauende Ruhe der Siesta. Aber wie er spielt, das ist wieder so charakteristisch für Kielland: „Der Künstler schien die linke Hand zu einer Faust zu ballen, die sich niemals wieder lösen sollte, während die rechte im Distanz perlende Läufe wie Flammen hin und her warf. Es klang, wie wenn sich im Keller etwas unheimlich Grausiges vorbereitete, während die da oben bei Kerzenschein tanzten und lachten und sich lustig hielten.“ Wie verstedt und deutlich, in der Realität gebunden, ist der satirische Sinn in dieser Gegenüberstellung, und wie hilft die Satire und die Ironie förmlich mit zur Darstellung! Sie scheint gar nicht Zweck zu sein. Die Dinge erfordern eine Auseinandersetzung und Vorstellung für sich selbst, aber betrachtet man sie dann genau, so haben sie ihr Gesicht verkehrt. Es ist wie in altfranzösischen Legenden, in denen einem der fromme Legendenföhrer unter der Hand zu einem geilen, schlüpfriegen Jotenföhrer verkehrt wird. Wie hier der Mystizismus auf seine reale Unterlage ernüchert wird,

so wird der Realismus bei Kielland in eine satirische Bedeutung erhoben. Es ist der Lebenslügefinn Jbiens, der diesem vorwiegend für das Individuum gilt — auch wenn er den „Fall“ zu typischen Bedeutung erhebt, — es ist dieser Lebenslügefinn für die Allgemeinheit, für die bestehenden Zustände darin. Und da das Beispiel der „Siesta“ angeführt, sei es auch ausgeführt, zugleich auch, um die temperamen-tvollere Darstellungskunst Kiellands zu zeigen: „Aber in den drohenden, murrenden Lauten tief unten begann es sich wieder nach oben zu regen. Die Töne liefen ineinander, über-borbeite arcinander, nach oben, beständig nach oben, ohne weiter zu kommen. Es entstand ein wilder Kampf, um hinauf zu gelangen; es wimmelte wie von kleinen, schwarzen Gestalten, die kämpften und rangen; — ein rasender Eifer, — eine fieberhafte Hast, — ein Klammern und Fassen und Klammern mit Händen und Föhnen, — einander mit den Föhnen stöhnd, — Fluchen, — Geschrei, — Bitten, — und inzwischen glitten seine Hände langsam, so quatsoll langsam hinauf.“ Ist hier im Klavier-spiel nicht eine ganze Zeit, ihr untergründiges Ringen und Wühlen und Mühen, ihr quatsolles Aufsteigen, ihr zerreibender Kampf sym-bolisiert und realistisch-ironisch zugleich dargestellt? „Anatole,“ flüster-te Mademoiselle Adele leichenblas, er spielt die Armut! „Ach, — diese Trüffeln!“ — jammerte Anatole und begann sich zu krümmen vor Schmerz.“ Glänzend ist das. Ein schneidender Dieb, eine unsehlbare Spitze.

Und Kielland verlieh Frankreich und ging in die Heimat — und auch seine Kunst ging in die Heimat. Mit neuen Augen sah er die Verhältnisse zu Hause an. Er sah sie in dem scharfen Gegen-satz der Verhältnisse in der Fremde. Im Jahre 1880 erschien der Roman „Garman und Worje“, der eine Satire auf das norwegische Bürgertum darstellte; die schneidende Satire auf das Beamten-tum folgte im nächsten Jahre, sie war in dem vielleicht bedeutendsten Romane Kiellands, „Arbeiter“, enthalten. Schule, Kirche, Gesell-schaft, Familie, sie erliegen seiner zersehenden und anklagenden Darstellungskunst. „Else“, „Schiffer Worje“, „Verheiratet“, „Gift“ mit der Fortsetzung „Fortuna“, „Sännee“ folgen sich bis zu dem Roman „Jakob“, der im Jahre 1891 das Schaffen Kiellands auf lange Zeit abschließt. Kaum mehr als ein Jahrzehnt — im Jahre 1879 waren die Novellen erschienen — und ein seltener Glanz und Reichtum, eine hervorragende dichterische Kraft, die sich auch in Natur- und Menschen-schilderungen bewährt, wie in „Ar-beiter“, „Schiffer Worje“, „Else“, „Gift“ und „Sännee“ — er-obern sich den Beifall Europas. Kielland gehört der Weltliteratur an. Er ist wohl der scharfste Gesellschaftsatiriker unter den modernen Dichtern. Elegant, geistreich, gedankenvoll, treffend und geschickt in der Idee. Seine Komposition, ihrer flächenhaften Art entsprechend, ist selten straff. Aber es ist eine bewundernswerte Ruhe, eine geklärt und sichere Ueberschau darin. Es ist nichts von unten gesehen, keine Froschperspektive, es ist Höhenblick in allem.

Kielland ist heimgesogen wie sein Jakob Worje, mit geschärften Augen für die Zustände in seiner Heimat, aber auch mit der Erkenntnis, daß er selbst noch nicht genug verstanden werden kann, um denen zu helfen, denen er helfen möchte. Sie sind noch zu fest mit dem Alten verklammert, sie sind noch nicht frei und selbständig genug, das Volk ist noch „zu loyal und religiös“, wie es der Amt-mann in „Arbeiter“ sagt. So ist Kielland ein Kämpfer wohl, aber kein Polemiker. Diese Erkenntnis sowie sein Temperament ver-sagten es ihm wohl. Seine Tendenz bekam keine Waffen, die hauen und schlagen. Die Waffe seiner Tendenz ward der Spott, dieser selbe Spott, der ihre Waffe bei Heine und Börne war, dieser Spott, in dem so viel Entfernung und Fremdheit, so viele blutende Liebe und hassendes Weh ist. Dieser unerbittliche Spott, der Schleier um Schleier wegreißt, und der doch so unmächtig ist, weil ihm die Entwidlung nicht zu helfen scheint, weil die herrschenden Gewalten und Zustände immer noch stärker sind, als seine Vorgesrittenheit und Fortschrittlichkeit. Die Waffe der Einsamen und Allein-stehenden ist dieser Spott, ist die Satire und Ironie, die Gegensätz-lichkeit, aus der sie geschmiedet worden, beherrscht sie zugleich. Zu-gleich aber auch siegt sie in ihr. Aber dieser Sieg spielt sich rein auf künstlerischem Gebiete ab. Er muß mithelfen zu einem anderen Sieg, der auf sozialem Gebiete errungen werden muß.

Ein Kämpfer hatte seine künstlerischen Waffen ruhen lassen, um auf kommunalem Gebiete — im engbegrenzten Kreise — positiv zu wirken. Wir in der Fremde messen den Erfolg dieses Wirkens nicht. Wir stellen einen Lorbeer um sein dichterisches Wehr-gebänge, und wir beschauen das Gesellschaftsbild, das er vor uns aufgerollt, um neue Forderungen im Sinne seiner Verneinungen zu stellen, denn seine Wirklichkeit ist wahr und sein Nationales ist international, weil es dieselben Gegenkräfte sind, die dem fort-schreitenden Geiste ein Gemmis bilden, und weil der Kampf nicht ausgekämpft ist, von dem er ausruht. —

Wilhelm Gollamer.

Kleines feuilleton.

— Frühling im Orient. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Saloniki geschrieben: In der Levante ist der Frühling ein-gezogen. Er kam auch hier mit Brausen, mit heftigen, kalten Nord-stürmen, die das Wardatal herniederjagten, und söhnartigen, warmen Süd-stürmen, die die blaue See hochaufwühlten und die Wogen donnernd an den Strand warfen, so daß sie mit ihren weißen

Händen weit über das Land griffen. Der Regen prasselte tagelang nieder zur Freude der Weinbauern und Tabakpflanzler, zum Aerger der Städter, die durch den tiefen Schmutz der Gassen waten mußten. Dann kamen warme Tage. Die öde Steppe wurde rasch grün, an den Abhängen der Hügel und Berge sprossen die Kräuter auf. Ein grüner Hauch liegt über dem Lande. In den Gärten blühen die rosa Pfirsiche, die Aprikosen, Mandeln, die Kirschchen, Pfämen und andere Obstbäume, die von weißen und roten Schleiern überzogen sind. In den Wäldern der Platanen, die hier schon viele Blattknospen haben, singt eine Menge von lustigen Stieglitzen und Meisen, und auch die Spatzenmännlein bringen den Jhrigen, so gut sie es können, ein Ständchen. Die wilden Gänse und die grauen Kraniche sind in ihre alten Quartiere eingezogen. Auf den Wiesen — jetzt sieht die Ebene wie eine einzige große Wiese aus — blühen mancherlei zierliche Blumen. Hübsch nimmt sich das kleine und große leuchtend rote Adonisröschen aus. In den Mäandern der Aeder stehen die weißen Sterne eines Ornithogalum, einer Liliacee, tiefblaue Traubenhyazinthen heben die Köpflein aus dem Boden. In den Gräben wuchert die kleine orangengelbe Ringelrose und ein prachtvoll blaues Epilobium, das man als Frühjahrseinfassung bei uns einführen sollte. Ganze Strecken sind violett von den großen Blüten einer niedrigen Walbe, andere dunkelgelb von einer kleinen Mohnart mit zierlich gefiederten Blättern, eine Miniaturausgabe der salifornischen Escholtzia. Auf den Höhen sind die niedlichen Liliaceen Chionodoxa und die auch in Griechenland viel verbreitete weißgelbe Tritoleia dem festigen Boden entsprossen, die Schwertlilien haben schon Knospen, bald werden sie lichtblaue Blüten zeigen. Der Wachholder des Balkans, ein niedriger, am Boden kriechender Busch Juniperus sabinodes, der die Abhänge des Balkans bis in beträchtliche Höhen besiedet, hat sich mit frischstem hellem Grün geschmückt. Überall treibt es und grünt es und darüber erglänzt der tiefblaue Himmel des Südens, und leuchtender Sonnenschein liegt über der Landschaft. —

th. Die Zinnpest. Bereits in frühesten Zeiten im dritten Jahrhundert v. Chr. Geburt, waren in Aegypten Gerätschaften und Waffen aus Bronze allgemein im Gebrauch, und in den ganzen Mittelmeerländern gehören bei den Ausgrabungen der ältesten Ansiedlungen Funde von Bronzegegenständen zu den häufigsten. Wesentlich stellt die Bronze eine Legierung von Kupfer und Zinn dar. Waffen und Geräte aus Kupfer sind nun ebenfalls in großer Anzahl aus der Bronzezeit und den vorhergehenden Perioden bekannt, dagegen fehlen merkwürdigerweise vollständig alle Gegenstände aus Zinn. Und doch kennt man das Zinnmetall ganz gewiß mindestens solange wie die Bronze, da ja diese durch das Zusammenschmelzen der beiden freien Metalle, nicht aber ihrer Erze, hergestellt wird. So geschieht es heute und so muß es auch damals gewesen sein. Polybius und Strabo berichten (190 v. Chr.), daß das Zinnerz gleich an seinem Gewinnungsorte ausgeschmolzen und das Metall in Barren- oder Würfelform zur Herstellung von Bronze in den Handel gebracht wird. Daß auch in den frühesten Zeiten, in denen die Menschen zur Herstellung von Bronze schritten, in der gleichen Weise verfahren wurde, ist mit Sicherheit anzunehmen. Das Kupfer wußte man schon vor der Bronzezeit auszumöhlen und das Zinn kann aus seinem Erz noch viel leichter gewonnen werden. Wie kommt es nun, daß man trotzdem aus der Bronzezeit keine Zinngeräte kennt? Auf diese Frage erteilt Professor Dr. Brauns, Kiel in dem neuesten Hefte von „Aus der Natur“ eine sehr interessante Auskunft. Ein Grund mag ja vielleicht darin zu suchen sein, daß Bronze durch ihre Eigenschaften für Werkzeuge und Geräte geeigneter ist, daher Gegenstände aus Bronze sicher in viel größerer Menge hergestellt wurden, als solche aus Zinn. Immerhin kann dieser Umstand nicht das vollständige Fehlen der letzteren erklären. Brauns glaubt vielmehr hierfür eine merkwürdige Eigenschaft des Zinnmetalles verantwortlich machen zu müssen, die darin besteht, daß sich der Zustand des Zinns mit der Zeit verändert, indem es schwarzgrau und rüßig wird und zu einem unscheinbaren Pulver zerfällt. Eine chemische Umwandlung wie bei Kupfer, das unter Umständen in Malachit oder Patina übergehen kann, tritt bei Zinn nicht ein. Zinn bleibt Zinn, nur wechselt das bekannte weiße Zinn im Laufe der Jahre seine Eigenschaften und zerfällt. Mit dem Zerfall ändert sich die Farbe, die allmählich in einen dunkelgrauen bis grauschwarzen Ton übergeht. Gleichzeitig sinkt das spezifische Gewicht von 7,3 beim weißen Zinn auf 5,8 beim grauen, das Volumen nimmt dagegen zu. Und wie gefrierendes Wasser starke Gefäße sprengt, so bläht das graue Zinn das weiße auf und bildet Pusteln und Buckel auf dem glänzenden Metall, die sich immer weiter über die gesamte Oberfläche ausdehnen, sich ins Innere infressen und so den Zerfall bewirken. Der ganze Vorgang erweckt den Eindruck eines Krankheitsprozesses, daher hat auch Professor C. Cohen in Amsterdam ihm den Namen Zinnpest beigelegt; und wie die Pest durch Uebertragung Gesunde angreift, so kann auch weißes Zinn von dem grauen angesteckt und zerstört werden. Unliebsame Erfahrungen in dieser Hinsicht hat man vor einer Reihe von Jahren in Rothenburg ob der Tauber gemacht, worüber zuerst Stodermier im Jahre 1893 auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Nürnberg berichtete. Er teilte mit, daß das aus gegossenen Zinnplatten hergestellte Dach des Rothenburger Postgebäudes zum großen Teile zerfressen sei, indem sich das weiße Zinn in graues umgewandelt hätte. Später ist dann die Zinnbedachung des Rathauses von derselben Krankheit ergriffen worden. Zweifel-

los dadurch, daß Teilchen des grauen Metalls von dem einen Dach auf das andere geteilt worden sind und dieses angesteckt haben. Durch einen Versuch ist die Ansteckungsfähigkeit des weißen Zinns durch graues von C. Cohen bewiesen worden, indem er gesundes weißes Zinn, das in die Lösung eines Zinnsalzes, des sogenannten Zinnsalzes eingetaucht war, mit grauem impfte. Es dauerte dann gar nicht lange, so entwickelten sich auf der geimpften Platte zahlreiche Infektionsherde, von denen aus sich die Umwandlung und der Zerfall des weißen Zinns ausbreitete. Auf der anderen Seite kann man das graue Zinn auch jederzeit wieder durch Erhitzung in weißes zurückverwandeln.

Auf die Umwandlung des weißen Zinns in graues führt Brauns nun die Tatsache zurück, daß unter den antiken Gefäßen solche von Zinn entweder überhaupt fehlen oder wenigstens nur verschwindend selten angetroffen werden; denn wenn das Zinn auch nicht verschwindet, so zerfällt es doch in ein unscheinbares graues Pulver, das wie Asche aussieht und vermischt mit Erde usw. der Beobachtung entgeht. An jüngeren Geräten, die einige hundert bis tausend Jahre alt waren, konnte man diese Umwandlung bereits mehrfach direkt nachweisen. So beobachtete Schertel den Zerfall an einer Medaille und einer Anzahl von Ringen aus Zinn, die in einer Holzschatel verwahrt drei bis vier Jahrhunderte in einer Nische im Freiburger Dom eingemauert waren. Ein leichtes Schütteln der Schatel genügte bereits, um Ringe und Denkmünze in zahlreiche winzige Stücke zerfallen zu lassen. Das Zinn einer antiken, mehr als zwei Jahrtausende alten Schüssel, welche vor geraumer Zeit in England bei einer Ausgrabung in der Nähe von Appelschaw gefunden wurde, erwies sich ebenfalls als graues Zinn. Trotzdem war in diesem Falle — eine seltene Ausnahme — die Form des Gefäßes noch erhalten; in zahlreichen anderen Fällen jedoch, die daher nicht zur Kenntnis gelangen, mag die Form vollständig zerstört gewesen sein; es dürfte daher sich wohl der Mühe lohnen, bei weiteren Ausgrabungen die scheinbaren Aschenreste einer genauen chemischen Prüfung zu unterwerfen, ob sie sich nicht als Zinnstaub erweisen. —

Aus der Pflanzenwelt.

t. Ein neuer Nadelbaum in Deutschland. In den letzten Jahren hat Deutschland einen höchst eigenartigen Gast aus Amerika erhalten, nämlich eine Tannenart, die sich vor allen ihren Geschwistern und überhaupt vor allen Nadelbäumen durch den Besitz einer Korkeinde auszeichnet und daher auch als Korkeinde bezeichnet werden kann. Auch in seiner Heimat wurde dieser Baum erst vor zehn Jahren entdeckt und zwar in den San Francisco-Bergen im nördlichen Teil des Staates Arizona, wonach die Tanne von den Botanikern den Namen Abies arizonica erhalten hat. Es ist kaum möglich, an diesem Baum vorüberzugehen, ohne daß die Aufmerksamkeit durch sein Aeußeres gefesselt wird, und in unseren deutschen Nadelwäldern würde er eine höchst auffällige Erscheinung darstellen. Nicht nur die Nadeln nämlich sind, sondern auch die Korkeinde ist von schneeweißem oder höchstens etwas gelblicher Färbung, so daß die Stämme geradezu wie Birkenstämme aus einem Wald hervorleuchten. Ein Mitarbeiter der Frankfurter „Anschau“ gibt nebst schönen Abbildungen nähere Mitteilungen über das Fortkommen der amerikanischen Tannenart in Deutschland. Die Ausichten für ihre Einführung scheinen sehr günstig zu liegen, da die Korkeinde auch das rauheste Klima vorzüglich verträgt und keine besondere Fürsorge beansprucht. In Städten oder fabrikreichen Gegenden würde sie freilich ebenso wenig gedeihen wie andere Tannenarten. Auch ihr Nutzen in dem Forst würde gering sein, da ihr Holz langsam wächst und auch von mindertwertiger Beschaffenheit ist. Dennoch wird die Anpflanzung von Korkeinden aus Schönheitsgründen hier und da auch für größere Forsten zu empfehlen sein. Eine wirkliche Ausnützung gestattet der Baum mit Bezug auf seine Rinde, die freilich dünn, aber zur Herstellung von Schmutzgegenständen sehr geeignet ist. Am besten entwickelt sich die Korkeinde in feuchtem Boden und namentlich an den nördlichen und östlichen Gehängen von Bergen bis etwa 3000 Meter Höhe. —

Notizen.

- Die Schliersee überfiedeln nächsten Sonnabend ins Berliner Theater. —
- Felig Dräseke hat ein Musikdrama, „Merlin“, vollendet. —
- Der in München lebende Maler Robert Weise ist vom Verein württembergischer Kunstfreunde eingeladen worden, seinen Wohnsitz in Stuttgart zu nehmen. —
- Die Münchener Sezession hat eine eigene Galerie begründet, die bereits 35 Nummern zählt. In der letzten Generalversammlung wurde beschlossen, auch außerordentliche Mitglieder aufzunehmen, deren Beiträge ausschließlich für die Zwecke der Galerie dienen sollen. —
- Der Karlsbader Stadtrat hat beschlossen, eine neue Kolonade um den Betrag von 800 000 Kronen zu bauen. Im künstlerische Entwürfe zu bekommen, wird der Konturs für Künstler deutscher Rationalität ausgeschrieben und Preise zu 8000, 5000, 3000 und 2000 Kronen ausgesetzt. Weitere Entwürfe können zu 1000 Kronen angekauft werden. Die Wettbewerbsfrist endigt am 1. September 1906. —
- Professor Wiehert, der Direktor des geo-physikalischen Instituts in Göttingen, ist im Auftrage der Regierung nach den Samoa-Inseln abgereist, um elektrische Untersuchungen im dortigen Observatorium vorzunehmen. —